

zweiges in ein Gebiet hineinträgt, das man fast wie Neuland ansprechen möchte. Gewiß hat man sich schon seit langem mit dem »Seelteil« befaßt, d. h. mit der Bestimmung jenes Vermögensanteils, welches Gott bzw. der Kirche zugewendet werden muß, damit das eigene ewige Heil gesichert sei. Aber die Wurzeln dieser Rechtserscheinung wurden verschieden gesehen. Brunner sah darin eine Fortbildung der germanischen Grabbeigabe und fand mit dieser Deutung zunächst weiteste Zustimmung. Eine Wendung brachte Alfred Schultze, welcher in Augustinus die eigentliche Quelle sah und auch schon bezeichnenderweise die hellenistische Parallele zog. Noch einen Schritt weiter ging Karol Koranyi, welcher Augustin durch Chrysostomus beeinflusst sein läßt. Nun stellt unser Vf., früher Ordinarius an der Universität Bonn, jetzt seit Jahren an der Harvard University, das Problem in den gebührenden umfassenden Rahmen und kommt deswegen auch zu ganz anderen Ergebnissen, welche höchste Beachtung verdienen. Zwei Linien zeichnen sich schon bei den Kirchenvätern ab: die einen (Basilius, Gregor von Nazianz, Gregor von Nyssa, Johannes Chrysostomus) fordern einen bestimmten Bruchteil des Vermögens — $\frac{1}{2}$, $\frac{1}{3}$, $\frac{1}{4}$ usw. —, die anderen (Hieronymus, Augustinus) fordern keinen zahlenmäßig festgesetzten Bruchteil, sondern einen Erbteil, wie er einem leiblichen Sohne des Erblassers zustehen würde, d. i. die »Sohnesquote für Christus«. Diese beiden Linien bleiben richtunggebend für die ganze Folgezeit: die erste wird im Osten maßgebend und dann in den vom Osten beeinflussten Gebieten des Westens: im westgotischen Recht Spaniens und Galliens, im irischen Recht und in der Einflußsphäre irischen Christentums (Schottland, nördliches England, Frankreich, Bayern). Rom selbst legte bis gegen 700 auf völlige Freiheit in der Bestimmung des Anteils Gewicht. Erst als die Langobarden katholisch geworden waren, treffen wir bei ihnen die Seelenquote, und zwar in der augustinischen Gestalt. In dieser Gestalt findet sie auch Aufnahme in das Corpus Iuris canonici, wenn auch nicht unbestritten.

Die Ausführungen weisen überall eine bewundernswerte Beherrschung der einschlägigen Literatur auf. Selbst entlegene Gebiete, wie die des syrisch-römischen und des armenischen wie georgischen Rechtes finden eine befriedigende Darstellung. Nur für den Bereich des Rechtes in slawischer Zunge hat der Vf. geglaubt, sich dispensieren und die Arbeit anderen Forschern überlassen zu sollen. Mit besonderer Liebe sind die Einflüsse des Ostens auf Gallien und Irland gezeichnet, so daß diese Ausführungen auch dem Fachmann als knappe Zusammenfassung wertvoll sind. Freilich liegt es in der Eigenart der Quellen, daß Sicherheit in der Bestimmung der Abhängigkeit nicht immer erreicht werden kann. Vielleicht hätte der Vf. klüger getan, hier noch etwas mehr Zurückhaltung walten zu lassen. Im übrigen verraten jedoch die vielen, vielen klugen Einsichten allenthalben den erfahrenen Rechtshistoriker, welcher viele Jahrzehnte hindurch seinem Stoff mit Liebe nachgegangen ist.

H. Engberding

Albert Frank-Duquesne, *Schöpfung und Zeugung. Philosophie und Mystik der Ehe*. Aus dem Französischen übertragen von Oswalt von Nostitz. Einführung von Julius Tyciak. Patmos-Düsseldorf 1955. 314 S. 18.— DM.

Dem Verlag Patmos gebührt aufrichtiger Dank, daß er einen so bedeutsamen, originellen, ja kühnen belgischen Denker in Deutschland wenigstens noch nach seinem Tode zu Worte kommen läßt. Der Vf., der 1955 im Alter von kaum 50 Jahren gestorben ist, empfing nach seiner Rückkehr zur katholischen Kirche (1940) entscheidende Anregungen aus der ostkirchlichen Sophiologie (Solowjew, Bulgakow, Berdjajew u. a.). Der Gedanke der Göttlichen Weisheit, welche das Vielfältige der geschaffenen Dinge zur Einheit zusammenfügt und zu Gott erhebt, welche allem Geschöpflichen den Glanz der Gottverbundenheit verleiht, aber auch der Gedanke jener Göttlichen Weisheit, die vor aller Schöpfung als Fülle und Quellgrund »fast wie eine Hypostase« in Gott lebt — dieser Gedanke in all seinen Verästelungen und Auswirkungen hat das Denken unseres Vf. entscheidend geprägt. Mit feinem Spürsinn und mit Hilfe einer großen Belesenheit weiß er überall — auch außerhalb der ostkirchlichen Sophiologie — Spuren dieser Denkrichtung zu finden und Stützen aus ihnen zu zimmern, mag es sich nun um Abendländer wie Augu-

stinus, Bossuet, Bloy, Bergson, Streeten usw. handeln oder um die jüdische Kabbala, den Hinduismus, die japanische Mystik. Als Erkenntnisquellen gelten ihm daher nicht nur Verstand und diskursives Denken, sondern mit Vorliebe »das Auge, das schaut; das Herz, auf dessen Seelengrund sich das Bild Gottes spiegelt, das Mysterium«. Intuitionen, Ahnungen, alles, was über das intellektuelle Gespräch hinausgeht, was »ohne das Lampenöl der Forschung« sichtbar wird, ist Trumpf.

Deswegen fühlt der Vf. sich gleich zu Anfang gedrängt, mit klarster Offenheit die völlige Freiheit seines Denkens zu betonen, seinen »uneingeschränkten Nonkonformismus, seine Absicht, Auffassungen darzulegen, welche manchem ganz unmöglich vorkommen werden. Die ‚Schulen‘ interessieren mich nicht«. Aber mit demselben Nachdruck betont er auch seine Absicht, »all dem treu zu bleiben, was das heilige Lehramt mir als Gegenstand des Glaubens bezeichnet. . . Im voraus und rückhaltlos widerrufe ich daher alle Feststellungen, die an meiner Arbeit unrichtig sein könnten«.

Diese Beteuerungen entheben uns der Notwendigkeit, hier all die Stellen im einzelnen namhaft zu machen, an welchen nach unserer Auffassung den Vf. die Kühnheit und Eigenwilligkeit seines Gedankenfluges zu weit mit sich fortgerissen hat. Im gleichen Sinn verzichten wir auch darauf, den hl. Radikalismus näher zu beleuchten, welcher den Konvertiten an einigen Punkten verleitet, Forderungen zu stellen, welche zum mindesten nicht für die Allgemeinheit verbindlich sein können. Somit dürfen wir hier uns darauf beschränken, den Lesern ein möglichst unmittelbares Bild von der schöpferischen Denkkraft zu vermitteln, welche uns wohl aus jeder Seite des Buches anspricht. Selbst wer anderer Ansicht ist, wird sich gern durch diese Gedanken zum erneuten Nachdenken anregen lassen.

Das eigentliche Anliegen des Buches ist der Sinn der Ehe. Dieses Anliegen wird indessen ausschließlich im Licht der Sophiologie gesehen. Darum findet sich eine ganze Sophiologie mit in die Abhandlung eingebaut. Die geschlechtliche Polarität des Menschen ist nicht nur ein Phänomen der sinnenfälligen Ordnung. Sie findet sich auf allen Stufen des Seins: ein männlicher Pol wird von einem weiblichen bekämpft und ergänzt. Ja selbst in Gott treffen wir trotz seiner unauflöselichen Einheit »einen mütterlichen Aspekt«, freilich keine mütterliche Person, wohl aber ein »Etwas«, das uns auf die Weisheit zurückführt.

Der Sinn der Existenz einer solchen Polarität wird damit begründet, daß Für-sich-allein-sein keine Vollkommenheit bedeutet. Entfaltung ist Leben; aber nicht Entfaltung zur Vielfalt, sondern zur Einheit durch Vielfalt. Daher die Zweieinheit des Menschen: der eine und die andere; der Mann als Aktualität, die Frau als Potentialität. Aktualität als freie, schöpferische Initiative; Potentialität als rezeptive Fruchtbarkeit, fügsame Anschmiegsamkeit, Sensibilität; animus und anima. Der Mann soll sich in der Frau erkennen, soll durch die Frau ganz Mensch werden. Die Frau soll dem Mann zur Sophia, zur Erfassung der Einheit in der Vielheit, zur Ganzheit verhelfen. Durch die Frau stellt der auf das Allgemeine veranlagte Mann den Kontakt mit dem Konkreten her. So ist die Frau ihrer Natur nach der Weisheit verbunden. Wie die Weisheit aus dem Chaos den Kosmos bildet, so hilft die Frau dem Mann das All in seiner Wesensausrichtung auf Gott zu erfassen. Was der Mann ist für Gott, ist die Frau für den Mann: der Mann ist Abbild Gottes, die Frau Abbild und Vollendung des Mannes. Sie verhilft dem Mann dazu, ganz das zu sein, wozu er auf Grund des Schöpfungswillens Gottes berufen ist. Mit großem Freimut werden diese Gedanken ausgesprochen.

Das Idealbild ist der androgyne Mensch — es handelt sich bei diesem Begriff aber nicht um sinnlich wahrnehmbare Geschlechtsorgane — jener Mensch, der zugleich männlich und weiblich ist, der so angelegt ist, daß er sich nicht durch Ausdehnung, sondern innerlich ergänzt. Diesen androgynen Menschen findet die Sophiologie im ersten Kapitel der Genesis, wo es heißt, daß Gott den Menschen als Mann und Frau erschuf, also ein homo, in welchem vir und virago noch vereinigt sind. Erst im zweiten Kapitel, wo die virago aus dem vir heraustritt, stehen wir unserer heutigen geschlechtlichen Polarität gegenüber.

Weil nun beide Pole zutiefst und innerlichst aufeinander ausgerichtet sind, ergibt sich sofort die Sinnfülle der Ehe. Die Zweieinheit drängt zur Einheit, zu einer unauflöselichen Einheit. Sie wird dazu gedrängt durch die erhabensten Vorbilder: durch die Beziehung Gottes zur unerschaffenen Weisheit; durch die Vereinigung, welche zwischen dem noch nicht

inkarnierten Logos und der noch nicht existierenden ewigen Kirche im Himmel besteht; durch die Hochzeit des Lammes, d. i. der Vereinigung Christi mit der Kirche hier auf Erden.

Die also gesehene Sinnfülle der Ehe ruft von selbst die Frage nach der Berechtigung eines jungfräulichen Lebens wach. Der Vf. sieht sie in der pneumatischen Fruchtbarkeit.

Das Gesagte stellt nur einen schmalen Durchblick durch die Fülle der Gedanken dar, welche in diesem Buche niedergelegt sind. Aber es dürfte genügen, dem Leser ein Bild von der Eigenart unseres Denkers zu vermitteln und ihn vielleicht gar anregen, zum Buche selbst zu greifen.

Die Übersetzung des Werkes ist ganz vorzüglich.

H. Engberding

Msgr. Joseph Nashrallah, *Marie dans la sainte et divine Liturgie Byzantine* (Paris 1955, Nouvelles éditions latines) 107 S.

Wenn auch das Buch mehr mit dem Herzen als zu wissenschaftlichen Zwecken geschrieben ist, verdient es doch an dieser Stelle mit wahrer Anerkennung genannt zu werden. Gerade der erste Teil, welcher sich mit den Darstellungen Mariens im byzantinischen liturgischen Raum befaßt, verrät eine außerordentliche Vertrautheit mit den einschlägigen Denkmälern und mit der Fachliteratur. So wird das Gebotene trotz der Knappheit der Darstellung eine Übersicht, die auch den Fachmann immer wieder durch ihren Reichtum fesselt. Als Leitfaden wählt der Vf., welcher als melchitischer Priester in Paris lebt, die Anordnung der Bilder im gottesdienstlichen Raum. — Der zweite Teil befaßt sich mit den Texten. An Hand des Verlaufs der (Meß-) Liturgie wird alles zusammengetragen, was von Maria handelt. Bei der Behandlung der Troparien zum kleinen Einzug wird ein Überblick über Maria im Kirchenjahr der Byzantiner eingeschoben. Das Ganze hat auf mich nicht den fesselnden Eindruck gemacht wie der erste Teil, zumal noch ausgedehnte Erläuterungen über die Feier der Liturgie im allgemeinen eingestreut sind.

Zu S. 24: nach den Forschungen von Romilly J. H. Jenkins und Cyrill A. Mango, *Dumbarton Oaks Papers* 9/10 (1956) 125—40, bezieht sich die Homilie des Photius nicht auf die Weihe der Nea des Basilius I., sondern auf die Palastkirche, welche auch Pharuskirche heißt. — Es wirkt gezwungen, wenn man die Synaxis U. L. Fr. am 1. September so hervorhebt. Das Hauptfest ist doch das Neujahrsfest. So habe ich dem marianischen Jahresring 1. September — 31. August keine Sympathie abgewinnen können.

H. Engberding

Thomas Ohm, *Ruhe und Frömmigkeit* = Arbeitsgemeinschaft für Forschung des Landes Nordrhein-Westfalen. Geisteswissenschaften, Heft 34 (Köln und Opladen 1955) 121 S. 10,70 DM.

Mit viel Sachkenntnis und mit klarem Geistesblick bietet uns hier der Missionswissenschaftler der Universität Münster eine kleine Übersicht über die vielfältigen Beziehungen, welche zwischen Ruhe (= ruhiges Leben, ruhiges Denken, Wollen und Tun, Ausruhen vom Denken und Arbeiten) einerseits und Frömmigkeit (= subjektiv erlebte Verbindung mit Gott) andererseits bestehen.

Obschon es nicht an religiösen Erscheinungsformen fehlt, welche gerade in dem Fremdsein-auf-Erden, in dem Nirgendwo-zu-Hause-sein, in der ständigen peregrinatio ein wesentliches Mittel, zu Gott zu gelangen, erblicken, wird doch zumeist in dem beständigen Wechsel eine wahre Gefahr für die Seele erblickt; deswegen die Forderung nach einem beständigen Verweilen an einem bestimmten Ort. An diesem festen Ort soll man in aller Ruhe seine Arbeit verrichten; an gewissen Tagen sogar um der gesteigerten Verbindung mit Gott willen von der Arbeit ablassen und ganz für Gott frei sein. Dementsprechend sollen die Stätten des Gebetes, des Kultes, der Betrachtung Ruhe ausstrahlen. Selbst im einzelnen Akt der Frömmigkeit soll Ruhe herrschen; zuviel Tätigkeit, zu viele Zeremonien hindern das Erleben der Verbindung mit Gott.

Diese und andere Wahrheiten werden mit höchst gehaltvollen Sätzen aus den wichtigsten Denkmälern der verschiedensten Religionen belegt, angefangen von den primitivsten Formen über Stoa, Islam, Sufismus, Brahmanismus, Buddhismus, Hinduismus, Daismus bis zur christlichen Religion.